



Leseprobe aus Blum, Ruhm und Verbrechen des Hoodie Rosen,  
ISBN 978-3-407-75721-0 © 2022 Beltz & Gelberg in der  
Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel  
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/  
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75721-0](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75721-0)

# KAPITEL 1

## **in dem ich Tu B'Av feiere und den ersten Schritt in mein eigenes Verderben gehe**

Später versuchte ich Rabbi Moritz zu erklären, was ironisch daran war, dass ich ausgerechnet durch mein schreckliches Verbrechen die ganze Gemeinde gerettet hatte. Er begriff es nicht, entweder weil er zu verärgert war oder weil er andere Dinge im Kopf hatte oder weil der Mann einfach keinen Sinn für Humor hat.

Heute finde ich es nicht mehr lustig – diese Sache hat mein Leben zerstört, mich auf die Intensivstation gebracht und mich und meine Familie zutiefst gedemütigt. Aber damals fand ich es lustig.

Alles begann an Tu B'Av, an einem der etwas merkwürdigeren jüdischen Feiertage. Ich bin orthodox, aber selbst ich könnte nicht spontan erklären, was wir an diesem Tag eigentlich feiern. Es fiel mir erst wieder ein, als ich aus dem Fenster blickte und das Mädchen in Weiß entdeckte. Sie stand auf dem Bürgersteig der gegenüberliegenden Straßenseite.

Es war im Halacha-Unterricht, in dem wir jüdisches Recht und jüdischen Lebenswandel lernten. Wir sprachen gerade über das rituelle Händewaschen. Rabbi Moritz schritt vor dem Whiteboard auf und ab, las aus dem Schulchan Aruch vor und schrieb gelegentlich etwas auf Hebräisch oder Englisch an die Tafel.

Ich war ein bisschen abgelenkt, weil Mosche Zvi neben mir sein Müsli schlürfte, und außerdem ein bisschen abgelenkt, weil Ephraim Reznikov laut, aber nicht exakt synchron mit Rabbi

Moritz in seinem Schulchan Aruch las. Vor allem aber war ich abgelenkt, weil mir verflücht noch mal nicht einfallen wollte, was Tu B'Av eigentlich für ein Fest war.

Meinen Kumpel Mosche Zvi konnte ich nicht fragen, der würde mich auslachen, weil ich das nicht wusste. Mosche Zvi ist Meister im Talmud. Das ist kein offizieller Titel, aber der Kerl lernt echt hart und gibt dir das Gefühl, dass du ein dummer Schmock bist, wenn du nicht so viel weißt wie er. Also starrte ich weiter aus dem Fenster, als läge die Antwort draußen auf der Straße. Und das tat sie.

Denn jetzt tanzte das Mädchen, bewegte die Hände, ließ sachte die Hüften kreisen.

Was mich daran erinnerte, dass Tu B'Av etwas mit tanzenden Mädchen und der Weintraubenernte zu tun hatte – die Weinernte war in biblischen Zeiten ein echtes Highlight. Während der Weinernte zogen alle unverheirateten Mädchen von Jerusalem in die Weinberge hinauf, wo die Ernte stattfand. Sie tanzten und trugen nichts als schlichte weiße Gewänder. Weil alle diese Mädchen schlichte weiße Gewänder trugen, wussten die Jungen nicht, ob die Mädchen reich oder arm waren, ja nicht einmal, welchem Stamm sie angehörten. Unter diesen fairen Wettbewerbsbedingungen konnten die Jungen eine Frau wählen, ohne darüber nachzudenken, ob sie womöglich arm war oder irgendeinem unliebsamen Stamm angehörte.

Das Mädchen draußen trug kein weißes Gewand, denn wir waren im 21. Jahrhundert. Sie trug ein weißes T-Shirt, das ihre dünnen Arme frei ließ. Das Shirt reichte bis knapp über die verwaschenen Shorts, die so kurz waren, dass man ziemlich viel von ihren nackten Beinen sehen konnte. Dazu trug sie weiße, blau gestreifte Adidas-Sneakers.

Sie tanzte. Doch für wen tanzte sie? Außer einem kleinen wei-

ßen Hund war niemand mit ihr auf dem Bürgersteig. Ich fand dieses Verhalten seltsam, aber vielleicht tanzten nichtjüdische Mädchen ja die ganze Zeit vor ihren Hunden. Ich hatte keine Ahnung. Nichtjüdische Mädchen sollte ich sowieso gar nicht anschauen. Vermutlich gab es auch jüdische Mädchen, die sich so kleideten, aber bestimmt keines von denen, die ich kannte. Und falls sie ein jüdisches Mädchen war, das sich derart kleidete, dann war es mir ebenfalls nicht erlaubt, sie anzuschauen.

Als sie mit dem Tanzen fertig war, ging sie zu einem Baum hinüber, bückte sich und hob ein Telefon auf. Hatte sie ihren Tanz gefilmt? Sie stand auf, sah herüber und unsere Blicke trafen sich. Oder zumindest kam mir das so vor. Als sie zu mir – oder zur Schule – aufschaute, sah ich unwillkürlich weg und zur Tafel, zu Rabbi Moritz. Der Kontrast zwischen Rabbi Moritz und dem Mädchen hätte krasser nicht sein können. Er trug einen schweren schwarzen Anzug und hatte einen gewaltigen Bart. Außerdem sabberte Moritz ein bisschen, wenn er sprach. An seiner Unterlippe hing ein wenig Speichel.

»Welchen Grund«, fragte der Rebbe, »nennt uns dieser Text für das Händewaschen morgens nach dem Aufstehen? Warum müssen wir das tun, noch bevor wir vier Ellen gegangen sind?«

Reuven Miller dachte eifrig mit. »In der Nacht sind wir bösen Geistern, die über uns kommen, ausgeliefert. Darum müssen wir diese Geister abwaschen.«

»Großartig. Es ist genau wie Reuven gesagt hat: Über Nacht waren wir verwundbar«, fuhr Moritz fort, er überschlug sich fast vor Aufregung, verweilte einen Moment auf dem Wort »verwundbar«, bevor er mit »nicht nur für die Geister des Bösen, sondern für was noch?« den Rest des Satzes hinterherschleuderte. Gleich darauf erhob er wieder die Stimme und die Frage »Was noch?« wurde ein schriller Quiekser.

Wieder Miller: »Die Geister sind gekommen, und je nachdem, wie man es liest, haben uns die Seelen dafür über Nacht verlassen, stimmt's?«

»Richtig. Unsere Seelen sind uns durch die Hände entschlüpft. Doch wenn wir sie reinigen und das ›Mode Ani‹-Gebet sprechen, uns damit bedanken, kehren die Seelen zu uns zurück und wir sind bereit, Haschem zu dienen.« Alles, was Moritz sagte, lief immer wieder darauf hinaus, dass man Gott dienen müsse.

»Und wenn man Handschuhe anhat?«, fragte Mosche Zvi. Er war noch nicht fertig mit seinem Müsli, machte aber eine Pause, gestikulierte mit seinem Plastiklöffel und tropfte dabei Milch über seinen Tisch. »Ich meine, beim Schlafen. Muss man sie dann trotzdem waschen?«

Rabbi Moritz hielt mit dem Schreiten durch den Raum kurz inne. »Das ist eine gute Frage«, sagte er. »Vom Text ausgehend würde ich sagen, die Handschuhe verhindern, dass deine Seele den Körper verlässt. Obwohl es natürlich unpraktisch wäre, mit Handschuhen zu schlafen.«

»Okay«, sagte Mosche Zvi und kratzte sich an seinem kahlen Kinn. »Und was ist, wenn die Handschuhe ein kleines Loch haben? Welche Ausmaße hat unsere Seele? Kann man sie ... zusammenquetschen?«

»Die Frage ist gar nicht, wie groß das Loch in den Handschuhen ist, sondern vielmehr, ob sich derjenige, der die Handschuhe trägt, des Loches *bewusst* ist oder nicht«, sagte Rabbi Moritz.

Das ist immer die Frage. Das Judentum hat einfach für alles Gesetze, angefangen dabei, wie du deine Tiere schlachtest, über wie man Fernsehen schaut, ohne den Schabbos (so heißt unser Schabbat, unser Ruhetag, auf Jiddisch) zu brechen, bis hin zu wann und wie lange du an Fastentagen (wovon es viele gibt) nichts essen darfst. Aber der Trick ist, dass du diese Gesetze nur

befolgen musst, wenn du davon weißt. Wenn du Jude bist, aber nicht *weißst*, dass du Jude bist, musst du keines dieser Gesetze befolgen. Das ist so, als würdest du ins Kaufhaus gehen, einen Haufen Dinge stehlen, und wenn dann die Polizei käme, um dich festzunehmen, würdest du sagen: »Warten Sie, ich *wusste* nicht, dass man das Zeug hier nicht mitnehmen darf, ohne zu zahlen«, woraufhin die Polizei sagen würde: »Oh, okay, bitte entschuldigen Sie vielmals. Einen schönen Tag noch. Und viel Spaß mit dem Gratisfernseher.«

Ich hatte eine Frage an den Rebbe, aber ich war zu sehr damit beschäftigt, aus dem Fenster zu sehen, und so entglitt sie mir. Genau wie das Mädchen – es war weg.

»Und was, wenn das Loch ziemlich groß ist?«, fragte Mosche Zvi. »So groß, dass man nicht glaubhaft behaupten kann, es nicht bemerkt zu haben? Vielleicht hält man die Hand mit der löchri- gen Seite nach unten, sodass man es nicht siehst, aber man fühlt das Loch.«

»Dann muss man die Hände waschen.«

Rabbi Moritz nahm wieder das Buch zur Hand und wollte gerade umblättern, doch Mosche Zvi war noch nicht zufrieden. »Was, wenn Hoodie mit Handschuhen schläft und er weiß, sein Handschuh hat ein Loch, aber dann schlage ich ihm mit einem Eisenrohr auf den Kopf und wegen des Schädel-Hirn-Traumas vergisst er das Loch in seinem Handschuh?«

Rabbi Moritz überlegte, nickte mehrmals bedächtig mit dem Kopf. »Das würde davon abhängen, in welchem Geisteszustand er sich nach dem Erwachen befindet. Können wir weiterma- chen?«

»Nein«, sagte Mosche Zvi. »Wir müssen darüber sprechen, was ist, wenn man mit Fäustlingen schläft.«

»Oi, Moischee.«

Moritz fuhr fort. Nun erklärte er uns, wie man beim Händewaschen korrekt vorgeht. Ich hörte nicht zu, zum einen, weil ich es machen konnte, wie ich wollte, wenn ich nicht wusste, wie es richtig ging. Vor allem aber, weil ich noch immer ganz abgelenkt war, aus dem Fenster starrte und nach dem Tu-B'Av-Mädchen in Weiß Ausschau hielt. Jetzt, da sie verschwunden war, konnte ich nicht sicher sein, dass ich sie auch wirklich gesehen hatte. Sie konnte auch bloß meiner Fantasie entsprungen sein, ein Hirngespinnst meiner Gedanken über Tu B'av, so wie sich mein Geist ein tanzendes Traubenernte-Mädchen ohne erkennbare Stammeszugehörigkeit von heute vorstellte.

Ich musste es unbedingt rausfinden.

Also erhob ich mich von meinem Platz. Mosche Zvi reichte mir seine Müslischüssel aus Styropor, als ich an ihm vorbeiging. Ich verließ den Raum und schlürfte währenddessen den süßen Rest Milch. Draußen warf ich die Schüssel in den Mülleimer und setzte meinen schwarzen Hut auf.

Wenn ich Spaziergänge unternahm, trug ich immer gern das Sakko meines Anzugs und den Hut. Denn ich wollte klug und edel aussehen. »Ehrenwert« war das Wort, das mein Vater dafür benutzte.

Es war noch immer Sommer, das Viertel roch nach gemähtem Gras. In der Ferne brummte ein Mäher. Eine angenehme Brise wiegte die Bäume, welche die Straßen säumten.

Für gewöhnlich stromerte ich langsam, in meine Gedanken versunken, umher. Achtete nicht darauf, wo ich war oder wohin ich ging. Aber heute hatte ich ein Ziel und schritt das Netz der Straßen auf systematische Weise ab, vergewisserte mich, dass ich auch wirklich in jede Straße hineinschaute.

Ich entdeckte sie auf der Cellan. Sie zerrte an der Leine, versuchte den Hund weiterzuziehen, aber das kleine Geschöpf hatte

etwas Interessantes an einem Baumstamm gerochen, stürzte sich darauf und hielt mit seinem Gewicht gegen.

Ich ging langsam auf sie zu, wurde mit jedem Schritt nervöser. Ich hatte noch nie mit einem Mädchen aus dem Viertel gesprochen. Jeschiva-Schüler dürfen nicht mit Mädchen sprechen, schon gar nicht mit solchen, die so angezogen waren wie dieses. Ich *wollte* nicht wirklich mit ihr sprechen. Es war eher so, dass ich es *musste*. Etwas zog mich wie so ein Science-Fiction-Traktorstrahl zu ihr hin.

Es war Tu B'Av. Sie war weiß gekleidet. Vielleicht wollte Gott es so.

Sie kämpfte zu sehr mit dem Hund, um mich kommen zu sehen. Ich überlegte, wie ich am schlauesten ein Gespräch anfangen könnte. »Ähm«, sagte ich. Mehrere exzellente Optionen hatte ich erwogen und mich jetzt für die beste entschieden.

»Oh«, sagte sie und schaute auf.

Der Hund nutzte die Gelegenheit, drängte zu dem Baum und beschnüffelte ihn geräuschvoll. Während das Mädchen mich anstarrte, pinkelte der Hund an den Baum.

Das Mädchen sah mich an, als hätte ich acht Köpfe.

»Schicker Hut«, sagte sie.

Sie hatte dunkle, braune Augen und hatte die pechschwarzen Haare hinten mit einem Haargummi zusammengebunden.

»Danke«, sagte ich. »Es ist ein Borsalino.« Der Hut war das Wertvollste, das ich besaß, ein Bar-Mizwa-Geschenk von meinen Eltern. Als sie nicht antwortete, erzählte ich ihr, dass das ein italienischer Hut war.

»Okay«, sagte sie.

Ich trat von einem Fuß auf den anderen. Ich schwitzte. Die Brise hatte sich gelegt und es war glühend heiß draußen, wahrscheinlich war das der Grund.

Ich wollte weg. Und ich merkte, dass sie auch weg wollte. Als der Hund an der Leine zerrte, erschien ein Ausdruck der Erleichterung auf ihrem Gesicht, und sie machte einen Schritt von mir weg.

»Wie heißt der Hund?«, fragte ich. Ich hatte nicht vorgehabt, zu fragen. Ich hatte vorgehabt, nichts zu sagen. Ich hatte vorgehabt, sie gehen zu lassen, damit ich den Rest meines Lebens in Frieden leben konnte, ohne jemals wieder in so eine unangenehme Situation zu geraten. Aber ich hatte etwas gesagt, geradezu gegen meinen Willen.

»Borneo«, sagte sie. »Ich mag die Insel.«

Ich hatte niemals von Borneo gehört, aber ich wollte nicht, dass sie das wusste. »Oh ja«, sagte ich, »die Insel. Im ... Ozean.« Denn da sind doch die Inseln, nicht wahr? Im Ozean. »Wie heißt du?«, fragte ich, bevor ich mich selbst bremsen konnte.

»Anna-Marie.« Und sie sagte auch einen Nachnamen, Diaz-irgendwas, aber den bekam ich nicht mit.

»Mist«, sagte ich. In diesem Moment hatte ich keinerlei Kontrolle über meine Worte.

»Hä?«, fragte sie.

Als ich sie nach ihrem Namen fragte, hoffte ich, sie könnte eine Chaja oder Ester sein. Aber nein. Sie war eine Anna-Marie. Anna allein hätte noch einen Hoffnungsschimmer bedeutet. Durch die Shorts wusste ich, dass sie keine streng praktizierende Jüdin, definitiv nicht frum war wie ich. Aber Anna ohne Bindestrich hätte zumindest jüdisch, wenn auch säkular sein können.

Hier in der Umgebung lebten einige säkulare Juden. Es gab eine Reformsynagoge und einen Feinkostladen in der nächsten Stadt.

Aber Anna-Marie? Gojjischer hätte ihr Name nicht sein können.

Als Anna-Marie an der Hundeleine zog, kam über dem Kragen ihres Shirts ein Kreuz zum Vorschein. Es wippte an einer Silberkette genau über ihrem nackten Schlüsselbein. Ich betrachtete es verzweifelt.

Sie wollte weitergehen.

»Ich bin Hoodie«, sagte ich.

»Hoodie?«

»Wie der Pulli.« Ich machte eine Bewegung, als wollte ich mir eine Kapuze über den Kopf ziehen.

Anna-Marie hielt mir ihre Hand hin, ich blickte darauf. Sie hatte schmale Finger, jeder Nagel war sorgfältig aquamarinblau lackiert. Aqua-marine. Anna-Marie. Wie gern hätte ich Annas aquamarinblaue Hand genommen. Ich sah mich um, ob irgendjemand zuschaute. Da war niemand. Aber ich konnte es trotzdem nicht tun. Ich war ein Bar Mizwa, ein religiös mündiger jüdischer Junge, und nicht mit ihr verheiratet. Also startete ich sie nur an, bis sie die Hand zurückzog.

»Okay, Hoodie. Borneo und ich gehen jetzt.«

»Wohnst du hier in der Nähe?«, fragte ich.

»Nein. Ich habe mir ein Taxi genommen, um mit dem Hund hier spazieren zu gehen.«

Ich lachte, und die Anspannung löste sich ein wenig. »Blöde Frage«, sagte ich. »Es war schön, dich kennenzulernen, Anna-Marie.«

Sie ging ein Stück weiter, dann drehte sie sich um. »Hey«, sagte sie und zog ihr Telefon aus der Tasche: »Was ist dein Insta-Name? Dann folge ich dir.«

Ich wusste, sie meinte Instagram, diese Video- und Foto-App, die die Leute auf ihren Smartphones haben. Ich durfte das nicht benutzen, aber das sollte sie nicht wissen. Ich griff in meine Tasche und holte ebenfalls mein Telefon heraus.

Als sie es sah, leuchtete ein breites Lächeln über Anna-Maries ganzes Gesicht. Dann begann sie zu lachen. »Du hast ein *Klapphandy*??«, sagte sie. »Warte, warte. Einen Moment. Da muss ich ein Foto von machen. Das glaubt Cassidy *nie*.«

Ich lächelte für Anna-Maries Foto, glücklich, dass sie sich für mich interessierte. Denn ich interessierte mich für sie. Ihre Fingernägel. Das Lächeln auf ihrem ganzen Gesicht.

»Das ist so süß.«

Sie fand mich süß. Ich lächelte sie an. Ich fand sie auch süß.

»Das Telefon«, stellte sie klar. »Schau mal, wie *klein* das ist. Wie so ein Babyphone. Weißt du was«, sagte sie, immer noch lachend, »meine Oma hat auch so ein Klapphandy. Ihr zwei solltet euch echt mal kennenlernen. Dann könnt ihr euch SMS schicken und Bücher in Großdruck lesen.«

Jetzt wurde Anna-Marie von ihrem eigenen Lachen überwältigt. »Ihr zwei könntet euch um vier Uhr zum Abendessen treffen, die Speisekarte mit einer Lupe lesen und dabei über Strickmuster plaudern.«

Mir war bewusst, dass sie sich über mich lustig machte. Ich hätte verärgert sein sollen. Aber das war ich nicht. Ich war bereit, mich mit Anna-Maries Oma zu treffen. Ich würde definitiv mit ihrer Oma abendessen gehen, solange das Restaurant koscher war. Ich würde mich vorher extra übers Stricken informieren, damit uns auf keinen Fall der Gesprächsstoff ausginge. Hoffentlich würde Anna-Marie dann auch kommen, sie dürfte mich gern die ganze Zeit verspotten, während ich sämtliche Kleiderschichten durchschwitzte.

»Großartig«, sagte ich. »Sag ihr, sie soll mich anrufen.«

Anna-Marie winkte nur zum Abschied. Ich sah zu, wie Borneo sie die Straße hinunterzog. Sie verschwand um die Ecke zur Rhyd Lane.

»Jehuda.«

Ich schaute auf und erblickte Rabbi Moritz. Wenn ein Schüler während der Schulzeit einen Spaziergang machen ging, bedeutete das normalerweise, dass er irgendetwas auf dem Herzen hatte. Wenn er nicht rasch zurückkam, ging der Rabbi ihm nach, um zu sehen, ob alles in Ordnung war oder ob es etwas gab, über das der Schüler reden wollte. Ich musste eine ganze Weile draußen gewesen sein.

»Hi, Rebbe. Das ist ein besonders interessanter Baum, meinen Sie nicht auch? Er steht auf meiner Shortlist für den besten Baum im Viertel.«

»Alles in Ordnung, Jehuda?«

»Mir geht's gut.«

»Etwas auf dem Herzen?«, fragte Moritz.

Ich hatte exakt eine Sache auf dem Herzen, also sagte ich nichts.

»Mosche Zvi wollte dir nicht ernsthaft den Kopf einschlagen.«

»Wissen Sie, wo Borneo liegt, Rebbe?«, fragte ich ihn.

»Nein«, sagte er.

»Im Ozean«, erzählte ich ihm. »Es ist eine Insel. Inseln liegen im Ozean ...«

»Komm«, sagte Rabbi Moritz. »Es ist Zeit, zu beten. Gehen wir zurück in die Schule, dann kannst du mir von den Bäumen auf deiner Liste erzählen.«

Ich drehte mich um und folgte ihm die Straße hinunter.

In der Schule kamen wir jetzt zur Mincha, zu den Nachmittagsbeten, zusammen. Ich betrat das Beis Medrasch und nahm meinen Platz neben Mosche Zvi ein. Wie immer betete er inbrünstiger als jeder andere, das Gebetbuch gegen die Nase gepresst, schaukelte er auf und nieder, dass seine blauen und weißen Zizit nur so tanzten.

Doch ich fand kaum in die Gebete hinein. Ich versuchte, mich auf das »Aleinu« zu konzentrieren, meinen Gott zu preisen und zu erkennen, aber ich vergaß beinahe, mich zu verbeugen. Und das Spucken, das Mosche Zvi und ich immer gleichzeitig tun, verpasste ich ganz.

Wir spucken nicht wirklich, denn das Beis Medrasch hat einen Teppichboden. Aber wir geben alle so einen Laut von uns, als würden wir spucken, machen »pss« mit der Zunge gegen die Vorderzähne. Es ist eine Geste des Protests, die an die christliche Zensur jüdischer Gebete erinnert, wenn man an einer bestimmten Stelle in der Rezitation spuckt. Alte Synagogen haben besondere Spucknapfe eigens für diesen Zweck, was ziemlich cool ist, weil »Spucknapf« ein tolles Wort ist und es vermutlich überall Spucknapfe geben sollte.

Mosche Zvi hat ein paar Mal echt gespuckt, richtige große Bäusche von Spucke direkt auf den Teppich vor seine Füße. Und hat keinen Ärger bekommen. Für Überfrömmigkeit bekommst du keinen Ärger. Du könntest sogar eine lebendige Ziege für Pessach opfern, und dann, wenn sich eine Pfütze Blut um die Füße des verendeten Tieres sammelte, die Beine ein letztes Mal zuckten, würden die Rabbis sagen: »Nun, der Junge beweist echte Hingabe.«

Nicht die Reinigungsaktion bewirkte, dass Mosche Zvi das Spucken sein ließ. Erst als die anderen Jungen um ihn herum anfangen, ihm auf die Füße zu spucken, überlegte Mosche Zvi es sich noch einmal. Seine offizielle Begründung lautete: »Wenn wir das Spucken als Auflehnung gegen die Nichtigkeit der Ungläubigen betrachten, dann kann ich es rechtfertigen, aber wenn wir es bloß als Protest gegen mittelalterliche Verfolgung ansehen, dann hat es seine Grundlage weniger im jüdischen Gesetz als vielmehr in der weltlichen Tradition, sodass die Übertragung in

eine bloße Pantomime legitim ist. Ich glaube, es war Rabbi Ismar Elbogen, der sagte –«

»Bist du dir sicher, dass es nicht einfach an Reuven liegt, der dir auf den Schuh gespuckt hat?«, fragte ich ihn.

»Ziemlich sicher«, sagte Mosche Zvi.

»Ganz gewiss?«

»Was ist gewiss, Hoodie?«, fragte er.

Als die Mincha zu Ende war, hängte ich meinen Fedora an seinen Haken und spazierte aus dem Beis Medrasch hinaus in die Sonne. Ich musste zum Unterricht zurück ins Hauptgebäude, aber ich war mir sicher, dass ich für den Rest des Tages nichts mehr lernen würde.

# KAPITEL 2

## in dem ich dir meine Familie vorstelle

Aus leicht nachzuvollziehenden Gründen kannst du meine Familie nicht wirklich *kennenlernen*. Ich werde dir nur von ihr erzählen. Fangen wir mit mir an. Denn ich gehöre zu meiner Familie.

Die meisten Leute nennen mich bei meinem Spitznamen Hoodie. Mein Vorname ist Jehuda, die hebräische Version von Juda, ein Sohn Jakobs. Er ist vor allem dafür bekannt, dass er aus Eifersucht seinen Bruder Joseph in eine Grube warf. Aber ich habe keinen Bruder, also steht auch nicht zu befürchten, dass ich einen solchen in die Grube werfe.

Mein Nachname ist Rosen.

Du hast dir vielleicht im Geiste vorgestellt, wie ich aussehe. Wenn du dich an stark übertriebenen jüdischen Stereotypen orientierst, dann liegst du goldrichtig. Masel tov. Ich bin ein wandernder Bar Mizwa: mit dunklen Locken und einer ziemlich prägnanten Nase. Ich bin dünn und etwa durchschnittlich groß. Und obwohl ich nicht besonders schnell bin, lege ich beim Basketball jedes Mal einen geschmeidigen linkshändigen Sprungwurf hin. In unserer Schulmannschaft ist nur Chaim Abramowitz ein noch besserer Werfer als ich. Wir sind die einzigen Zehntklässler, die in der Unimannschaft trainieren dürfen.

Die Tatsache, dass ich keine langen Schläfenlocken trage, ist wohl das Einzige, womit ich die Stereotypen breche. Meine Familie ist orthodox. Streng praktizierende Juden. Frum sogar.

Aber wir sind keine Chassidim, also sind wir in einigen Dingen flexibler. Mein Vater trägt seine Koteletten kurz und so mache ich es auch.

Du hast dir meine Familie vielleicht im Geiste vorgestellt. Wenn du dich an stark übertriebenen orthodoxen Stereotypen orientierst, dann liegst du wieder goldrichtig. Masel tov. Wir passen nur dann in unseren Honda Odessey, wenn wir uns Chana quer über den Schoß legen, und meine Eltern arbeiten zweifellos just in diesem Augenblick daran, auch noch einen zweiten Kleinbus zu bevölkern.

Wie in den meisten orthodoxen Schulen läuft der Unterricht in meiner Jeschiva zweigeteilt. Morgens haben wir Jüdische Studien, wo wir Tora lernen und unsere heiligen Texte studieren, und nachmittags weltlichen Unterricht, wo wir allgemeine Dinge wie Geschichte und Mathe lernen. Wir verlassen die Schule erst kurz nach sechs Uhr abends.

An jenem Tag ging ich direkt nach der Schule nach Hause zum Abendessen, aber meine ältere Schwester Zippy hatte mir eine SMS geschrieben, dass Vater länger arbeiten und die Familie nicht zusammen essen würde. So verstand ich es jedenfalls. Die Nachricht lautete eigentlich: »**Papa starrt in den Dreck. Iss selbst.**«

Zippy ist lustig.

»**Das schaffe ich, ich kann sogar schon schreiben**«, schickte ich als Antwort.

Von der Schule nach Hause war es nur ein kurzer Umweg zur Baustelle, also ging ich dort vorbei. Zippy ist überhaupt allwissend, denn ganz richtig stand mein Vater am Rand der Baustelle und starrte auf einen großen Haufen Dreck.

Meine Familie und unsere orthodoxe Gemeinde lebte vorher in einer Stadt namens Colwyn. Aber dann wurde Colwyn für

viele der Familien aus der Gemeinde zu teuer. Darum zogen einige von uns nach Tregaron, wo wir eine neue Schule und eine neue Synagoge eröffneten.

Meine Familie zog nicht wegen des Geldes um. Sondern weil mein Vater für ein Bauunternehmen arbeitete, das ein Hochhaus mit Wohnungen baute – oder zu bauen *versuchte* –, wo Familien wohnen sollten, die mit nach Tregaron kommen wollten.

Als die Entscheidung gefallen war, einen Teil der Gemeinde nach Tregaron umzusiedeln, kaufte das Unternehmen meines Vaters ein großes Gebäude neben dem Pendlerbahnhof. Das Gebäude war einst ein Filmtheater gewesen, das man vor Jahren geschlossen und dann hatte verkommen lassen.

Das Unternehmen meines Vaters riss das Theater ab. Da, wo es einst gestanden hatte, erstreckte sich jetzt wie eine kleine Wüste, eine riesige sandfarbene Fläche Dreck.

Mein Vater stand da und starrte auf einen Haufen Dreck neben einem nutzlosen Baugerät. Die Sonne begann unterzugehen, aber noch reflektierte der gelbe Bagger ihr helles Licht. »Der Fanatismus dieser Leute ist grenzenlos«, sagte er. »Sie sind feige, Jehuda. Sie sind durch ihren Hass auf uns geblendet. Wieder und wieder kämpfen wir denselben Kampf, eine Generation nach der anderen, ein Jahrtausend nach dem anderen.«

Als wir die Jeschiva eröffneten und das Unternehmen meines Vaters das Theater gekauft hatte, versuchten die Anwohner, zu verhindern, dass wir herzogen. Sie redeten über uns wie über eine Armee, die in ein fremdes Land einfällt, als kämen wir auf Pferden, mit Fackeln und Heugabeln in der Hand hereingeritten, um ihre Häuser in Brand zu setzen und sie auf koschere Weise abzuschlachten. In der Online-Tageszeitung hieß es, wir ruinierten ihre »Lebensweise«, als würden wir von Haus zu Haus gehen, allen Speck einsammeln, die Meeresfrüchte beschlagnahmen und

am Freitagnachmittag systematisch die Batterien aus ihren Autos entfernen, damit sie am Schabbos nicht fahren konnten. Die Vermieterin unseres Hauses erhielt Drohbriefe von den Nachbarn.

»Wenn es da diese Angst gibt, diese Angst vor uns, weiß ich, was passiert«, sagte er. »Nämlich das, was deinen Urgroßeltern in der Ukraine passiert ist. Und was auch in Brooklyn passiert ist.«

Im Schtetl meiner Urgroßeltern in der Ukraine hatten Pogrome gewütet. Die Russen hatten viele der jüdischen Männer getötet und die Überlebenden zum Armeedienst gezwungen. Mein Großvater hatte sich die eigenen Zehen abgeschnitten, um dem Militär zu entgehen. In Brooklyn hatte es neulich Angriffe auf Juden gegeben. Aber so etwas würde hier nicht geschehen. Das war nicht die alte Heimat. Um meine Zehen zu verlieren, müsste irgendein irrer Unfall passieren. Und Tregaron war auch nicht New York City. Sondern ein verschlafenes, ruhiges Städtchen. Hier würden uns die Anwohner nicht angreifen.

»Es ist immer dasselbe«, antwortete mein Vater. »Immer dasselbe.«

Vater hielt diese Rede öfter, aber seine Worte hatten immer einen hoffnungsvollen Ton. Jetzt klang er anders. Er starrte nicht triumphierend auf den Dreck, versunken in das Bild von all den jüdischen Familien, die um ihre Schabbostische sitzen, in ihren mit zwei Kühlschränken ausgestatteten koscheren Küchen kochen und in ihre glänzend neuen Spucknäpfe spucken würden. Er starrte vielmehr niedergeschlagen darauf, sah nur den Dreck selbst. »Wir wollten heute mit dem Bau beginnen«, sagte mein Vater. »Aber sie haben gestern Nacht den Stadtrat zu einem Krisentreffen einberufen. Um 22 Uhr haben sie ein Treffen abgehalten. Um in letzter Minute die Bebauungspläne zu ändern. Und jetzt hat das Bauamt verfügt, dass dieses Baugrundstück lediglich gewerblich genutzt werden darf und nicht für Wohnungen.«

Mein Vater kratzte sich am Bart, aber nicht auf nachdenkliche Art. Er wirkte plötzlich alt. Er war gerade vierzig geworden, aber sein Bart wurde bereits grau und seine Augen wirkten schlaff und müde.

»Es ist diese *Frau*«, sagte er.

Ich sah mich nach einer Frau um, aber wir waren die einzigen zwei Personen, die sich hier versammelt hatten, um den Sonnenuntergang über dem leeren Baugrundstück zu betrachten.

»Welche Frau?«

»Diaz-O'Leary«, sagte er.

Monica Diaz-O'Leary war die Bürgermeisterin der Stadt. Sie führte den Protest gegen uns. Sie hatte einen Artikel in der Online-Tageszeitung geschrieben, und sie war es auch, die die Kampagne mit den Rasenschildern organisiert hatte. Darauf war zu lesen: BEWAHRT TREGARON. »NEIN« ZUM NEUEN WOHNUNGSBAU.

Im Vorgarten unserer Nachbarn standen gleich zwei davon.

»Und jetzt?«, fragte ich.

»Nun, wir könnten dafür sorgen, dass unsere Leute in den Stadtrat kommen und die Entscheidung kippen, doch zuerst müssten wir genug Bewohner in der Stadt haben, um wählen zu dürfen, und das können wir nicht, bevor wir nicht mit dem Bau anfangen, und wir können nicht bauen, bis wir nicht Einfluss auf den Stadtrat haben. Darum weiß ich nicht weiter. Wir beginnen ein Gerichtsverfahren.«

»Ich bin dabei. Aber ich bin auch *sehr* hungrig. Können wir vor dem Gerichtsverfahren zu Abend essen?«

Ich machte mich auf den Nachhauseweg und ließ meinen Vater bei seinem Dreck. Ich kam nur bis zum koscheren Supermarkt, wo mich mein Hunger überwältigte und ich Starburst kaufte

ging. Der koschere Markt war das einzige jüdische Geschäft in der Stadt. Es hatte in Aussicht auf das neue Wohnungsgebäude eröffnet. Es gehörte der Familie von Chaim Abramowitz, der dort nach der Schule arbeitete.

Amerikanische Starburst sind nicht koscher – sie enthalten Gelatine –, aber die britischen sind es, darum hat der Laden sie aus England importiert.

Am Ende der Hauptstraße überquerte ich die Gleise und kürzte über den Friedhof ab, der zwischen der Einkaufsstraße und dem größten Wohnungsgebiet der Stadt lag. Ich ging jeden Tag auf meinem Weg zur Schule und zurück dort entlang, aber ich hatte mich niemals groß umgeschaut. Doch als ich an diesem Abend an den Grabsteinen vorüberging, las ich die Namen. Viele von ihnen klangen irisch: Quinn, Flanagan, O’Neil. Aber es gab auch einen Bernier, einen Lopez, einen Olivieri – es war ein Who’s who toter Menschen.

Neben dem toten Olivieri fand ich einen gleichfalls verstorbenen Chonofsky. Es wurde dunkel, aber ich konnte gerade noch den vollen Namen erkennen: Miriam Chonofsky. Da gab es keinen Zweifel: eine tote Jüdin. Ich lächelte meine Vorfahrin an.

Als der gewundene Pfad des Friedhofs die letzte Biegung machte, entdeckte ich eine Cohen und einen Canter. Da war noch etwas anderes, das ich nicht erkennen konnte, entweder weil es dunkel war oder weil der endgültige Untergang der Sonne das Ende von Tu B’Av markierte und mich wieder an Anna-Marie denken ließ, ihre lackierten Fingernägel und die Art, wie ihr Kreuz über dem Kragen ihres T-Shirts tanzte.

Noch bevor ich die Eingangstür erreichte, hieß mich eine herunterfallende Kiste willkommen, sie traf mich an der Schulter.

»Hi, Chana«, sagte ich.

Ich habe zahlreiche, verschiedene Schwestern. Chana ist eine davon. Kürzlich hatte sie entdeckt, dass sie durch ihr Schlafzimerfenster aufs Dach klettern konnte, und ihre neue Lieblingsbeschäftigung war es, mittelgroße Gegenstände von dort auf Passanten abzufeuern. Begonnen hatte sie mit schwereren Sachen: Bällen, Büchern. Ich hatte noch immer einen Bluterguss am Arm von dem Tacker, mit dem sie mich eine Woche zuvor getroffen hatte. Doch kürzlich hatte sie, Gott sei Dank, herausgefunden, dass leichtere, unförmige Geschosse wie etwa Amazon-Kartons eine größere Herausforderung für Scharfschützen vom Hausdach darstellten.

»Ich freu mich auch, dich zu sehen. Wie war dein Tag?«, fragte ich in das Dunkel hinaufschauend. Bevor meine Augen sich daran gewöhnt hatten, wurden sie auch schon wieder von Dunkelheit bedeckt, als mich ein großer Karton traf, an der Schläfe abprallte und auf meinem Kopf landete. »Guter Wurf«, sagte ich zum Inhalt des Kartons.

»Danke«, sagte eine gedämpfte Chana von oben.

In der Diele warf ich meinen Rucksack auf den Boden, bahnte mir meinen Weg durch ein Minenfeld von Spielzeug und Büchern und stolperte in die Küche. Zippy saß am Küchentisch. Zippy war immer am Küchentisch. Der Rest von uns: ich, meine Eltern, meine anderen Schwestern außer Zippy, ja sogar das Haus selbst, wir alle waren Planeten, die sich um Zippy drehten, unsere Sonne, die stets am Küchentisch saß.

Ich konnte hören, wie diverse Schwestern oben Krach und Rambazamba machten. Ich konnte die Stille meiner Mutter hören – oder vielmehr nicht hören –, die in ihrem Schlafzimmer Klausuren benotete oder Unterricht plante. Ich konnte meinen Magen knurren hören. Aber nichts davon beeinflusste Zippy auf irgendeine Weise. So war es immer. Zippy saß mit einem Com-

puter, einem Stapel Papieren und einer Tasse Kaffee am Tisch. Sie trug einen langen schwarzen Rock und ein Jeanshemd mit Knöpfen. Wo es auf ihr geflochtenes Haar traf, saß der Kragen etwas schief.

Ich ging zum Tresen mit unseren beiden Sandwichmakern, schaute zwischen ihnen hin und her und versuchte, mich zu entscheiden. »Welcher von euch beiden will mich heute Abend auf meiner Reise gegen den Hunger begleiten?«, fragte ich sie. »Wirst du es sein, mein milchiger Liebling, auf einer Odyssee voller Käse? Oder wird es eine Suche nach Fleisch werden, mein teurer fleischiger Schatz?«

»Es wird eine Odyssee voller – nein, ich sage es nicht. Es wird etwas Milchiges sein«, sagte Zippy.

»Dich hat niemand gefragt«, sagte ich ihr, als ich in den Külschrank schaute. »Meine Anfrage richtete sich speziell an –«

»Das Fleisch vom Mittagessen ist weg. Goldie hat die letzten Streifen Truthahn gegessen.«

Ich sprach den Segen über das Händewaschen. Dann belegte ich zwei Scheiben Brot mit ordentlich viel Käse und presste sie zusammen. Ich warf das heiße Sandwich auf ein Küchenpapier und sprach den Segen über das Brot, obwohl man argumentieren könnte, dass meine Mahlzeit fast ausschließlich aus Käse bestand, zumindest was die Kalorien anbelangte.

Wir haben für alles Segenssprüche. Es würde definitiv auch einen Segensspruch über den Sandwichmaker geben, wenn sie in biblischen Zeiten Sandwiches gegessen hätten. Aber damals befanden wir uns noch in der Prä-Sandwich-Ära. Das müssen harte Zeiten für die Juden gewesen sein, als sie ohne ein getoastetes Sandwich in Sicht durch die Wüste wanderten.

Ich aß am Tresen. Zippy hatte den Tisch in Beschlag genommen, es gab kein Fleckchen mehr für meinen Teller.